

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 8 (1935-1936)

Heft: 8

Artikel: Aus dem Tagebuch des Doktor Alhard : Vermächtnis eines Jugendführers [Fortsetzung]

Autor: Sauer, Will

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

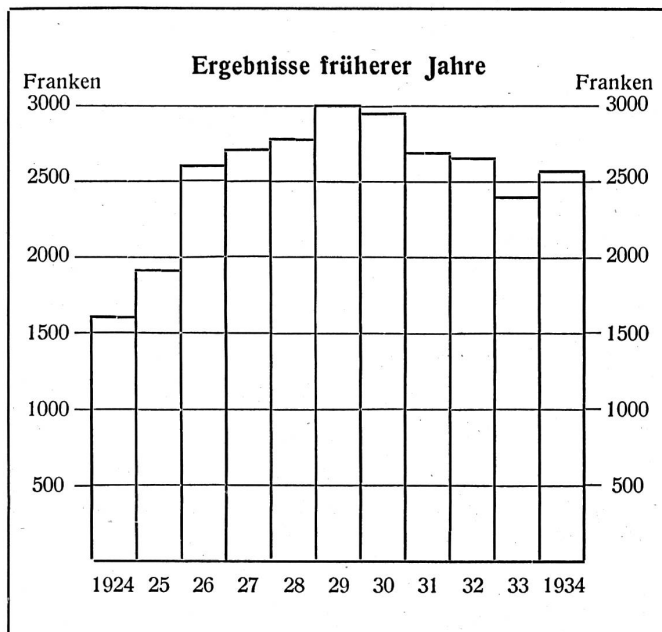
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die eben durch Rechnung fertiggestellte Tabelle gibt uns Gelegenheit zur Auswertung durch graphische Darstellung, welche in schöner Weise die Zahlenverhältnisse veranschaulicht. Die erste Darstellung betrifft die Stückzahl, die zweite die Erträge in Franken.

Auch die Ergebnisse früherer Jahre werden zur Vergleichung herangezogen, graphisch dargestellt und zu Schlüssen verarbeitet.



Der Verkauf des Pro-Juventute-Materials am 1. Dezember stellt eine einzigartige Gelegenheit für den Schüler dar, sein praktisches Können, seine Ehrlichkeit unter Beweis zu stellen — kurz gesagt: sich in der Rolle des Erwachsenen zu zeigen. Wir haben in der Schule nicht viele solcher Gelegenheiten das Jahr hindurch; darum: wenn sie sich bieten, packen wir sie!

Aus dem Tagebuch des Doktor Alhard

Vermächtnis eines Jugendführers. Von WILL SAUER

(Fortsetzung)

18. April.

Die Räder rollen, der Wagen läuft!

Mit einer schlichten Feierlichkeit in der prunkvollen, bilderreichen Aula wurde gestern das neue Schuljahr in Hochheim eröffnet. Das Schülerorchester, von einem bemerkenswert jugendlichen Musiklehrer gewissenhaft geleitet, spielte, technisch einwandfrei, Schuberts Andante con moto aus der Unvollendeten Symphonie, und danach hielt der Direktor, eng an seine Vorlage gelehnt, eine Ansprache. Er begrüßte uns Neulinge des Lehrkörpers, umriß in knappen Zügen die Arbeit, die im nächsten Schuljahr geleistet werden sollte, und schloß mit Mahnungen an die Schüler, welche vorwiegend die Hausgesetze des Alumnates betrafen. Mir gefielen seine Ausführungen recht gut insofern, als alles, was er sagte, klar, sachlich, korrekt war. Kein Wort hätte fehlen dürfen. Aber es hätte vielleicht mehr gesprochen werden können! Denn auch in dieser Rede vermißte ich jede Spur einer Herzlichkeit. Kühle Gemessenheit lag über der Feierstunde.

Und heute begann der Unterricht. Ich lernte zunächst die Obertertia und die Prima kennen und gewann sofort mit beiden Klassen innere Fühlung. Mit den Primanern suchte ich die volklichen und kulturellen Grundlagen zu erarbeiten, aus denen das Schrifttum des siebenzehnten Jahrhunderts erwachsen ist. Mit der Obertertia bin ich über Wiederholungsfragen aus der mittel-

alterlichen Geschichte noch nicht hinausgekommen. Aber das lebendige Frage- und Antwortspiel bereitet den Jungen großes Vergnügen, und sie waren stolz, ihre Kenntnisse zeigen zu können.

Die meisten Schüler hier, nicht nur die, welche im Alumnate leben, sondern auch die, welche aus der Stadt zum Unterricht kommen, gehören, worauf Professor Berg mich schon hinwies, Familien der Oberschicht unseres Volkes an. Sie sind gepflegt, besitzen gute Umgangsformen und haben Verständnis für den Wert geistiger Güter.

„Man mag die Standesunterschiede gewaltsam verwischen und die sozialen Gegensätze planmäßig ausrotten wollen“, sagte Professor Berg während des Abendessens, „immer werden sich dennoch die Menschen darin voneinander unterscheiden, was sie als geistiges Kulturgut aus der Kinderstube ins Leben mitbringen.“

„Ich glaube allerdings auch“, antwortete ich, „daß sich das Leben nach seinen eigenen Gesetzen entwickelt, die wir wohl belauschen, kaum aber nach unserem Willen umgestalten können. Doch sind die Standesunterschiede und die sozialen Gegensätze bestimmt nicht im Willen der Natur gelegen, sondern sie sind Menschenwerk!“

„Das ist nur halb richtig“, rief er. „Sie sollten mehr Ehrfurcht vor dem Leben haben! Mit der Ehrfurcht freilich weiß man heute nicht viel anzufangen. Den Menschen der Gegenwart fehlt der Sinn dafür.“

Darüber verlor er sich in längere Auseinandersetzungen über Goethes Erziehungsideale. Ich werde das ein andermal aufzeichnen. Jedenfalls geriet ich zu ihm durch meine wiederholten Bemerkungen, daß wir alle einer volklichen Gemeinsamkeit anheimgegeben und ihr verpflichtet sind, in Gegensatz. Nun aber muß ich hinüber zu den Jungen, um die Abendandacht abzuhalten.

19. April.

Ja, die Andacht! Hochheim ist vor sehr langer Zeit von pietistischen Kreisen gegründet worden und hat daher bis zum heutigen Tage eine Spur des religiösen Lebensstiles bewahrt, der einstmal dem Alumnat das Gepräge gab. Damit hängt es zusammen, daß die Morgen- und Abendandachten noch regelmäßig abgehalten werden. Herr Hagemann machte sich heute über die alte Sitte lustig, bezeichnete sie als eine Einrichtung von beschämender Rückständigkeit und behauptete: man wolle mit den religiösen Übungen die Jugend nur ducken!

Ich bin ganz anderer Meinung. Mir scheint es sehr wertvoll, wenn man morgens und abends gewohnheitsmäßig genötigt ist, einige Minuten zur Selbstbesinnung sich zu zwingen und sich immer aufs neue, in der eigenen Begrenztheit, der Verantwortung vor der Ewigkeit bewußt zu werden. Ein weiser, schöner Bibelspruch, über einen Tag gestellt, kann wirklich, ohne daß man deswegen zum Mucker werden müßte, Leitmotiv für alles Tagesgeschehen werden, und ebenso kann ein Bibelwort oder ein feinsinniges Dichterwort nach mancherlei Tagesenttäuschungen den Abend milde und hoffnungsfroh verklären. Man muß es nur verstehen, alten Sitten neue Formen und Inhalte zu geben.

28. April.

Ich hatte mir vorgenommen, Hefte durchzusehen und für meinen Geschichtsunterricht zu arbeiten. Aber es kam anders.

Herbert rief mich in den Tagesraum, damit ich in einem Streit Schiedsrichter sei, der zwischen zwei Tertianern ausgebrochen war. Er bat sehr eindringlich, so daß ich seinem Wunsche nachgab. Es erwies sich allerdings meine Hilfsbereitschaft dann als überflüssig, weil inzwischen eine Versöhnung der Gegner stattgefunden hatte. Dafür entdeckte ich ein anderes Übel, ein größeres Unglück: voller Verzweiflung saß Erich über seinen mathematischen Aufgaben. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Ich trat an sein Pult heran und suchte zu verstehen, um was er sich mühte und quälte. Ganz leicht wurde es mir nicht. Denn ich bin selbst niemals ein Held in der Mathematik gewesen. Ich

rief deshalb vorsichtigerweise sogleich Helmut zur Hilfe herbei. Mit vereinten Kräften fanden wir dann schließlich auch die Lösung der Aufgabe: wir stellten die Zeit fest, welche ein Luftschiff braucht, um von Berlin nach Tokio zu gelangen, wenn es mit einer Stundengeschwindigkeit von hundertfünfzig Kilometern fliehet. Eine barbarische Berechnung!

Inzwischen regte sich bei dem Obertertianer Heinz das Gewissen. Er hatte seine Bücher längst zusammengepackt, besann sich jedoch jetzt darauf, daß seine schriftlichen französischen Aufgaben noch unerledigt geblieben waren.

„Soviel ich weiß“, sagte ich zu ihm, „ist die Arbeitsstunde um sechs Uhr beendet gewesen. Warum hast du nicht rechtzeitig deine Pflicht erfüllt?“ Er lachte mich fröhlich an, schmunzelte pfeifig und gab mir eine Antwort, wie sie Schüler in solchem Falle immer zu geben pflegen: „Ich hatte es vergessen!“

„Dann wird es dir gewiß am angenehmsten sein“, erwiderte ich nun schnell, „wenn wir dich jetzt in irgendeinem Winkel des Hauses allein lassen, damit du ungestört arbeiten kannst.“

„On nein“, antwortete er sehr schlagfertig: „es wäre mir lieber, Sie würden mir ebenfalls helfen!“

Alle lachten.

„Du Faulpelz bist nicht ganz gescheit“, rief ich scherzhaft. „Verlangst, daß deine Vergeßlichkeit obendrein belohnt wird? Nein! Zum Unrecht tun sollst du mich nicht verführen!“

Heinz wußte nicht sicher, wieviel an meinen Worten Ernst, wieviel Scherz war, und blickte verlegen von einem seiner Kameraden auf den andern. Die begannen nun, ebenfalls halb scherzhaft, halb ernsthaft, für ihn zu betteln. Aber ich wehrte sie ab.

„Was wollt Ihr von mir! Lauft mit eurem Ansinnen zu Herrn Hagemann! Der hatte heute Dienst in der Arbeitsstunde! Ich bin überzeugt davon, er wird euch helfen.“

„Der kümmert sich nicht um uns“, riefen Joachim und Erwin, zwei Klassenkameraden des Heinz, beinahe gleichzeitig, und Heinz bemerkte trocken: „Herr Hagemann strebt längst wieder im Lehrzimmer!“

Alle brachen in schallendes Gelächter aus, und Herbert wendete sich zu mir mit den Worten: „Doch, so ist es! Sie können es glauben!“ –

In der Tat hat Herr Hagemann die Angewohnheit, seine freien Stunden des Tages im Lehrzimmer zu verbringen. Besonders gern hält er des Abends sich dort auf. Man sieht dann weithin die erleuchteten Fenster, und jedermann in Hochheim ist darüber unterrichtet, daß Herr Hagemann arbeitet! Selbst der alte geschwätzig Diener hat über den Eifer des neuen Herrn Assessors schon bedenklich den Kopf geschüttelt. Ob der Direktor übrigens, für den vor allen Dingen diese Aufmachung an Arbeitswillen ins Werk gesetzt wird, wirklich Gefallen daran findet? Kaum! Auf Professor Berg macht Herr Hagemann jedenfalls keinen Eindruck mit seinem Eifer. Der sagte gestern: „Ich werde dem albernen Menschen eine Rechnung über Lichtverbrauch vorlegen, daß ihm die Haare zu Berge stehen sollen!“

Genug jedoch – genug davon!

Minuten vergingen, bis die Jungen sich beruhigt hatten.

Wir machten uns dann gemeinsam daran, allen Vernunftgründen zum Trotz, Heinz in seiner Arbeit zu unterstützen. Ich gestehe indessen, daß ich nicht mehr bei der Sache war. Mich beschäftigten in tiefster Seele die Worte, welche Herr Hagemann vor einigen Tagen zu mir sagte. Ich hielt sie damals für ein oberflächliches Gerede, bei dem er sich selbst nichts dachte. Nun aber gewannen sie eine ganz andere Bedeutung für mich.

„Gehen Sie mir vom Leibe mit Ihrer Psychologie“, meinte er; „daran ist kein wahres Wort! Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir zugeben, Sie und ich, daß uns die Jungen nur Objekte, nur Mittel zum Zweck sind! Was wissen wir von den Seelen der Kinder! Nichts! Uns selbst suchen wir im Beruf vorwärts zu bringen, unser eigenes Lebensziel suchen wir zu erreichen!“

Ich bin weit davon entfernt, diese Weltanschauung für mich in Anspruch zu nehmen. Aber die Frage läßt mich nicht zur

Ruhe kommen: wie weit reichen unsere menschlichen Mittel und Kräfte, um wirklich erzieherisch auf die Jungen einzuwirken?

Durch Heinz sah ich mich jedenfalls vor eine Aufgabe gestellt, mit der ich innerlich mich nicht ganz leicht abfinden konnte.

Und eine halbe Stunde später gab es aufs neue eine Gelegenheit, die mich in einen seelischen Konflikt brachte.

Die Glocke gellte dröhnend durch das Haus, welche gebieterisch fordert, daß alle Knaben sich ins Bett zu begeben haben. Die Kleinen freuten sich. Sie waren müde, hatten sich ohnedies nur widerwillig wach gehalten und gingen schnell hinauf in den Schlafsaal. Helmut aber bat mich, die Augen glühend, die Wangen gerötet, das aufgeschlagene Buch in der Hand: „Lassen Sie mich das Kapitel erst zu Ende lesen!“

Wie gerne hätte ich ihm die Bitte erfüllt! Und wie gerne hätte ich die Quartaner bereits um acht Uhr ins Bett geschickt. Aber das eine wie das andere ist durch die Hausordnung verboten. Und nun sträubte sich alles in mir dagegen, dieses Gesetz der Hausordnung anzuerkennen. Hatte Herbert nicht recht, als er die Bitte seines Kameraden mit den Worten unterstützte: „Er ist immerhin Primaner!“ Sprach Helmut nicht die Wahrheit, als er sagte: „Alle gleich behandeln, heißt keinen gerecht behandeln!“

Für Herrn Hagemann gäbe es hier keine Schwierigkeit. Gesetz ist ihm Gesetz! Ich duldete es ebenfalls nicht, daß Helmut gegen das Gesetz auch nur eine Viertelstunde noch im Tagesraum verblieb. Schon deshalb nicht, damit er lerne, dem Leben gegenüber sich abzuwöhnen. Denn wir kommen mit uneingeschränktem Willen nicht weit in der Welt. Dennoch fühlte ich mit Bestimmtheit, daß an dieser Stelle die Hausordnung einen Mangel aufweist. Ich sagte zu Helmut, während wir zusammen die Treppe hinaufstiegen: „Sei verständig, Helmut, und suche einzusehen, daß die Alumnatserziehung natürlicherweise auch in euren persönlichen Wünschen und Bedürfnissen große Gebundenheit auferlegt. Ohne Härten gegen die einzelnen läßt sich hier niemals Ordnung halten. Wir alle müssen uns der Notwendigkeit fügen.“

Er nickte traurig, schien freilich von meinen Ausführungen nicht überzeugt zu sein.

Fritz, der vor uns die Treppe hinaufging und meine Worte offenbar gehört hatte, blieb jetzt stehen und sagte in seiner überlegenen Art: „Die Alumnatserziehung muß von Grund auf reformiert werden. Sie erinnert noch viel zu viel an die Kaserne.“

Ich war während der Abendstunden, ich sagte es schon, dauernd im Nachdenken darüber, wie den Kindern auch im Alumnat Gerechtigkeit für ihre persönlichen Bedürfnisse in einem gewissen Umfange gewährt werden könne, ärgerte mich nun aber über die aufdringlichen und großsprecherischen Worte des unreifen Knaben und antwortete ihm: „Was weißt denn du von den Kasernen?“ Er entgegnete sehr kühn und selbstbewußt: „Man muß erst in einer Kaserne gelebt haben, um zu wissen, wie es dort zugeht?“

„Ohne Zweifel“, erwiderte ich! Er zuckte mit den Achseln, lächelte, sah mich durchdringend an und schien schließlich der Meinung zu sein, ich hätte nur einen Scherz gemacht. Ich ließ ihn bei dem Glauben, weil mir viel mehr daran lag, den armen, traurigen Helmut zu trösten. Ich wendete mich daher wieder an ihn. Aber Fritz ließ nicht wieder von mir ab.

„Merkwürdig, Herr Doktor“, begann er jetzt: „wenn Herr Hagemann den Abenddienst versieht, dann vollzieht sich unser Zubettgehen in kaum einer Viertelstunde. Niemand spricht ein Wort, und wir begreifen eigentlich nicht, warum trotz alledem Herr Hagemann stets mit stärkstem Stimmaufwande ‚Ruhe‘ ruft! Wenn Sie dagegen Dienst tun, geht es viel gemütlicher zu.“

„Wie zu Hause“, ergänzte Herbert schalkhaft.

„Ja“, sagte Fritz, einen Augenblick etwas unsicher, dann aber in seiner Tonart fortfahrend. „Wie herrlich wäre es, wenn wir uns in allem, was die Schule angeht, selbst unsere Lehrer auswählen dürften!“

Herbert lachte hell auf und tanzte vor Vergnügen und Übermut einen Schuhplattler, wobei er einen unglaublich komischen Spottvers auf Fritz sang. Fritz wurde wütend. Die anderen Knaben hüpfen aus ihren Betten wieder heraus und kamen angesprungen, um zu sehen, was geschehen war. Fast hätte ich ebenfalls „Ruhe“ rufen müssen. Aber Fritz sah ein, daß der Zeitpunkt zur Besprechung seiner schulreformatorischen Pläne schlecht gewählt war und gab sich mit meiner Zusage zufrieden, bei nächster Gelegenheit über die Dinge einmal mit ihm zu plaudern.

Helmut hatte inzwischen seinen Kummer überwunden. Er lachte, als er sich von mir verabschiedete.

Und ich kam wieder auf mein Zimmer, das Herz voll Melodien.

20. Mai.

Ich wirke auf Herrn Hagemann wie das rote Tuch auf den Stier. Er wird wild, sobald wir uns zusammen unterhalten. Mit seinen unerträglich häßlichen Händen schlägt er dann um sich, als wollte er von vornherein jeden Versuch eines Widerspruches niederhauen.

„Sie sind der unkollegialste Mensch, der mir je im Leben begegnet ist“, warf er mir heute vor. „Wir möchten schließlich alle einmal angestellt werden und darüber hinaus es noch weiter im Beruf bringen. Auch ich denke nicht daran, mit der erlangten Studienratswürde einmal mich zu begnügen, auch ich verfolge höhere Ziele. Aber Ihr übertriebener Dienstfeifer ist unverantwortlich, denn er schädigt uns!“

Er schrie mir die Worte ins Gesicht, und ich wußte wirklich nicht gleich, wo ich anfangen sollte, um die ganze Sinnlosigkeit seiner Ansicht über meine Dienstauffassung klarzulegen.

„Ich versichere Ihnen“, sagte ich endlich und zwang mich zu äußerster Ruhe, „daß ich mir noch niemals Gedanken gemacht habe über eine Anstellung. Es mag unglaublich erscheinen und sogar töricht sein, aber es ist so. Noch weniger habe ich mir über berufliche Aufstiegsmöglichkeiten jemals den Kopf zerbrochen. Urteilen Sie selbst: ich beteilige mich nicht an den Aussprachen in den Konferenzen, was Ihre Gewohnheit ist. Ich arbeite nicht im Lehrerzimmer, wie Sie es täglich tun. Ich verkehre mit niemandem in Hochheim und in der Stadt, während Sie trotz der kurzen Zeit Ihres Hierseins bereits in einer Reihe der angesehensten Familien Eingang gefunden haben. Womit, um alles in der Welt, laufe ich den anderen Assessoren den Rang ab?“

„Glauben Sie vielleicht“, schrie er mich erneut an und nahm den Spott stillschweigend hin, mit dem ich ihn überschüttete, „daß es der Direktor nicht bemerkt, wenn Sie, auch außerhalb Ihrer Dienstzeit, um die Jungen sich bemühen, mit ihnen arbeiten, mit ihnen herumlaufen, auf sie einwirken? Und glauben Sie, ich wäre töricht genug, anzunehmen: Sie täten das, ohne einen Zweck damit zu verfolgen?“

„Wenn Sie meine bestimmten Versicherungen anzweifeln“, entgegnete ich kühl, „verbietet es mir mein Stolz, die Unterhaltung fortzusetzen! Leben Sie wohl!“

Der Abbruch des Gespräches kam ihm unerwartet. Er suchte einzulenken, steckte, als wolle er damit den Beweis seiner Mäßigung erbringen, die häßlichen, knochigen Hände in die Hosentaschen, und folgte mir noch ein paar Schritte. Aber ich ging. —

Mit einem Gefühl der Freude und Befriedigung dagegen buche ich, daß mir Professor Berg nicht grollt. Ich bat ihn meiner vorlauten Bemerkung wegen um Entschuldigung. Da sah er mich nachdenklich an und reichte mir die Hand mit den Worten: „Es war nicht böse gemeint! Sie hatten im übrigen ganz recht!“

21. Mai.

Fritz, „der Rebell“, so nennen ihn seine Kameraden, setzte mir auf unserem Spaziergange umständlich auseinander, daß die rechthaberische Art, wie sie fast allen Erwachsenen eigen sei, junge Menschen zum Widerspruch zwingt.

Er sagte sicherlich die Wahrheit. Er sprach jedoch wieder so überheblich und unjugendlich, daß er mich langweilte und schließlich zu der Äußerung brachte: „Wer aber nur wider-

spricht aus der Gewohnheit des Nörgelns, Verneinens, der Freude am Niederreißen und nicht imstande ist, das besser zu machen, was er bemängelt, dort aufzubauen, wo er vernichtet, der sollte es unterlassen; sich aufrührerisch zu gebärden, denn er macht sich zuletzt lächerlich und verabscheuungswert.“

Ich hoffte, damit das Schlußwort in der Angelegenheit für diesmal gesprochen zu haben. Doch er fühlte sich veranlaßt, mir noch eine Antwort zu geben.

Und was sagte er? Wörtlich will ich es vermerken: „Ich bildete mir ein, Herr Doktor, es liege Ihrem Wesen gar nicht so fern, wider den Stachel der Tradition zu löken!“

Nun, ich schwieg dazu. Einige Knaben lachten, Helmut zog unmutig die Stirn in Falten, und Herbert nannte Fritz — — —

Die Feder sträubt sich dagegen, das häßliche Schimpfwort aufzuzeichnen.

Aber Fritz verstummte auf der Stelle.

Wie ich übrigens höre, entstammt Fritz sehr ungleichen und sehr unglücklichen Eltern. Der Vater hat sich aus dürftigsten Anfängen zu einer mittleren Stellung emporgearbeitet, und die Mutter, aus gutem Hause kommend, wohnt schon seit Jahren getrennt von ihrem Gatten, dessen bescheidene Lebensführung ihr schließlich nicht genügte. Der Knabe, den bald der Vater, bald die Mutter beeinflusst, wächst haltlos und heimatlos zwischen den Eltern auf. Vielleicht erklärt sich ein gut Teil seiner unerquicklichen Wesensart aus diesen Vorgängen.

Seitdem ich all das weiß, mühe ich mich doppelt, ihm gerecht zu werden. Aber er verscherzt sich selbst immer wieder meine Gunst, obwohl er um sie wirbt.

Genug, die Stimmung war allenthalben verdorben. Die jüngeren Knaben begannen sich zu stoßen, zu necken, zu balgen; die älteren kehrten sich nach innen und verzichteten auf eine gemeinsame Unterhaltung.

Ich beschäftigte mich ebenfalls mit mir selbst. Zum erstenmal hatte ich eine Empfindung dafür, wie sehr verständlich es ist, wenn Schulmeister im Laufe langer Dienstjahre verbittert werden und abstoßend auf ihre Umgebung wirken.

Aus meinen schwermütigen Betrachtungen wurde ich plötzlich durch ein helles Glockenzeichen aufgeschreckt. Im nächsten Augenblick stieben auch schon die Jungen nach allen Seiten auseinander, und strahlend radelte Manfred mitten durch unsere Gruppe hindurch. Als er mich erblickte, wurde er sehr verlegen, faßte sich aber schnell und grüßte mit großer Herzlichkeit.

22. Mai.

Heute bin ich aus aller Schwermut gottlob wieder heraus!

Wir haben uns in der Prima durch das trockene siebenzehnte Jahrhundert voll Anstand und Würde hindurchgearbeitet. An den poetischen Regeln des wackeren Opitz wurde mit so viel Heiterkeit Kritik geübt, daß eines der undankbarsten Kapitel aus der Geschichte des deutschen Schrifttums den Schülern unvergessen bleiben wird. Sehr sachlich, aber nicht uninteressant hat Erich über Grimmelshausen berichtet, Helmut dagegen erfüllte tief mit eigenen Herzensempfindungen seinen Vortrag über die Lyriker Simon Dach, Paul Fleming und Paul Gerhardt. Hier zeigte sich einmal die segensvolle Auswirkung der Alumnaterziehung. Wiederholt hatte ich auf Spaziergängen, bei den Mahlzeiten, in Plauderstunden mit beiden Jungen ihre Arbeitsgebiete durchgesprochen, fast nebensächlich und doch förderlich für sie, hatte ihnen auch mit Büchern aushelfen können, so daß sie im Unterricht dann ungleich besser und gründlicher vorbereitet waren als die Stadtschüler, welche zu Hause der zweckdienlichen Anleitung und Unterstützung meist entbehren. Zum Schluß lasen wir mit verteilten Rollen den „Peter Squenz“ des Andreas Gryphius. Es gelang den Jungen, die Gestalten der Komödie so lustig und lebensvoll darzustellen, daß uns der uralte Stoff größtes Vergnügen bereitete. Natürlich wünschten die Schüler nun mehr von Gryphius kennenzulernen. Aber den Wunsch erfüllte ich ihnen nicht, um sie vor Enttäuschungen zu bewahren!

Während ich diese nüchternen Feststellungen sorgfältig zu Papier bringe, durchflutet mein Zimmer der süße, liebliche Duft

des Frühlings. In das lustige Zwitschern der Vögel mischten sich fröhliche Knabenstimmen. Freude ist überall hier, Schönheit, Sonne, Leben! Wie das glücklich macht und gläubig!

24. Mai.

Immer noch empfinde ich Unwillen gegen das, was Professor Berg mir einzureden versuchte. Ich bekämpfe die Zweifel, welche er mir ins Herz gestreut hat. Aber ich bin noch nicht hindurch. Zu unbarmherzig wurde an meinem Glauben gerüttelt.

Gewiß, es mag schon richtig sein, es gilt für die einen die Losung: selig sind die Streber, denn sie werden vorwärtskommen; und für die anderen die Hoffnung: selig sind die Buchstabgläubigen, denn sie werden keinen Anstoß erregen; und für die dritten die Verheißung: selig sind die Genügsamen, denn sie werden Weltweisheit besitzen.

Doch ich bin unfähig, mich unter diese Losung zu stellen, diese Hoffnung mir anzueignen, dieser Verheißung zu trauen.

Ich traue nur meinem Herzen und muß den Weg gehen, den es vorschreibt. Weshalb stören mich eigentlich alle hier in meiner Zuversicht? Weshalb wollen sie mich nicht gelten lassen, in meiner Einstellung zur Arbeit, zum Dienst, zum Leben?

Den Jungen ist meine Art, wie ich mit ihnen umgehe, recht. Und darauf kommt es allein an. Für sie wirke ich an diesem Platze. Das ist das Gebot, welches ich mir selbst gegeben habe.

Darum will ich nicht irre werden. Ich fühle die ganze Schwere der Hemmungen, Widerstände und Abneigungen, die mir aus meiner Umgebung entgegentreten und mich überwältigen möchten. Tausend Stimmen flüstern mir zu: ordne dich ein, passe dich an, zeige dich fügsam, sei wie sie alle!

Aber nein, nein, nimmermehr! Ich werde mich nicht in meinem Gefühle verwirren lassen.

8. Juni.

Grauer Himmel, Wolken, und immer wieder Wolken, Regen ohne Unterlaß!

Auch über meiner Seele lagen düstere Wolken.

Ach, es gibt Augenblicke im Leben des Lehrers, wo er sich am Ende seiner Kraft fühlt. Nicht, daß er den Kindern ohne Gegengabe das Beste seines Herzens bietet – wer will es der Jugend verargen, wenn sie an den Dank nicht denkt! Aber daß ihm von Amts wegen die Freiheit und Beweglichkeit geraubt werden, die er braucht, um erzieherisch wirken zu können, das muß ihm die Freude an der Arbeit ersticken. Unter der Fülle obrigkeitlicher Verfügungen und Erlasse, unter dem Druck der fortwährenden Gesamt- und Fachkonferenzen mit ihren Referaten und Korreferaten und immer erneuten Lehr- und Arbeitsplänen hetzt man die lebendige Lehrerpersönlichkeit planmäßig zu Tode.

Um die Seele des Kindes wird viel Geschrei erhoben; an die Seele des Lehrers denkt niemand!

Mehrere Stunden des Tages verbrachte ich heute wieder, Pläne schreibend, in meinem Zimmer. Schließlich ertrug ich es nicht länger. Zornig warf ich den Wust der Papiere in die Schublade und eilte trotz des Regens hinaus in den Wald.

Tief sog ich den Fichtenduft in mich ein und ließ mich vom Winde schütteln – schütteln und aufrütteln zu neuem Lebensmut.

Auch das andere sollte abfallen, was von gestern noch lähmend auf mir lag, die schmerzliche Enttäuschung, die mir der Tertianer Joachim bereitet hatte, als er mich zu betrügen versuchte.

Einsamkeit, Ruhe, Regen – die richtige Arznei für mich.

13. August.

Zuweilen ist mir ein Tag, an welchem ich keinen Alumnatsdienst habe, willkommen. Man braucht im Erzieherberufe Stunden der Stille, um sich innerlich zu sammeln und stark zu machen. Alles Wissen und Können, was als bloße Pflichterfüllung so leicht von der Hand gehen soll, muß mühselig und kämpferisch erarbeitet werden.

Ach, wieviel seelische Schinderei, wieviel Arbeit, wieviel Selbstentäußerung war nötig von dem Augenblicke an, als ich

den Entschluß faßte, in diesen Beruf hineinzuwachsen, bis zu der Stunde, welche mir durch eine hohe Prüfungskommission die amtliche Bestätigung meiner wissenschaftlichen Fähigkeiten zur Lehrtätigkeit gab! Wieviel Qualen, Entbehrungen, Erniedrigungen brachte dann die pädagogische Lehrzeit! Und wie schwer muß man sich immer wieder und wieder die Willenskraft erringen, genügsam zu bleiben in den Ansprüchen auf persönliche Freiheit; geduldig zu bleiben im Ertragen unbequemer Menschen!

Wahrlich, solche Stunden, in welchen man mit allen diesen Dingen innerlich fertig werden will, lassen keine Ablenkung zu. Und ich wünsche nicht einmal, daß es anders wäre! Denn sie bringen auch Erinnerungen – Erinnerungen, die nicht aufleuchten in den Stürmen des Alltags, im Lärm des Lebens.

Mir sind es zwar zumeist leidvolle Erinnerungen; sie führen mich zu den Toten, an Gräber, und oft kann ich die Traurigkeit nicht bannen im Schmerze um das, was ich verloren habe.

Aber sie sind dennoch notwendig – die Stunden der Stille!

14. August.

Ich komme von einem Spaziergange mit den Jungen zurück ins Haus. Ja, so sind sie: Helmut voll träumerischer Sehnsucht, Eugen versunken in sich selbst, Herbert, den Blick fröhlich auf seine Umgebung gerichtet, Fritz hinterhältig, verschlagen. Und der andere, der nicht dabei war, aber mich schließlich auch etwas angeht, Manfred, ist wie knisterndes Feuer, das zur Flamme auflodern möchte!

Der größte Reichtum freilich, den sie alle besitzen, ohne es zu ahnen, bedeutet ihr Jungsein.

Und wir, die mit ihnen gemeinsam leben und ihre Lehrer sind, brauchen ebenfalls dieses Jungsein!

Aber wehe! Wenn ich sie betrachte, die Menschen, welche hier und anderswo an der Jugend arbeiten, fünf, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, wo ist ihre Jugend geblieben, jener Durst nach dem Leben, jenes Glühen nach der Unendlichkeit? Satt sind sie fast alle; fast alle selbstgefällig, würdig und immer wieder würdig.

Nicht, daß ich überheblich sein will und mich für etwas Besseres halte! Einstmals, ja da war es so! Da lachte ich über die Philister, schlug es aus, in ein bürgerliches Amt mich einengen zu lassen, tat nur, was mir gefiel, und ging nur mit Menschen um, die mich nahmen, wie ich bin.

Aber das, was war, ist vorüber, und ich ging aus eigener Wahl den Weg, den sie gehen, allerdings nicht, um in ein Amt zu kommen, sondern weil er mich zur wahren Gestaltung meines Lebensideales führen sollte!

Wehe, wehe mir darum, wenn ich werden würde, wie sie sind! Ich würde tausendmal schlechter und verächtlicher sein als sie.

28. September.

Morgen beginnen die Herbstferien. Und das ist gut! Ich sagte es schon. Die letzten Tage brachten viel Aufregungen, Ärger, Enttäuschungen.

Ich komme mir wie ein Schiffbrüchiger vor und bedarf der Ruhe.

Auf eine Insel der Stille will ich mich retten, Rast halten, neue Kraft sammeln, reifen.

1. Oktober.

Ein Übermaß von Gefühlen ist nicht gut – nein, nimmermehr! Damit gehört man nicht in dieses Leben und nicht in den Beruf des Erziehers! Das muß zu Katastrophen führen! Ich sehe es ein, und ich werde danach handeln.

Das ist die wichtigste Erkenntnis, welche mir die Herbstferien bisher gebracht haben!

Ich verbringe sie einsam, arbeitend, grübelnd, genießend, unter immerwährendem Wechsel der Stimmung und Tätigkeit, in Köln – – – ohne Frau Marga, welche gegenwärtig in Wien weilt! Sie schreibt, es ginge nicht anders, sie müßte mit ihrer Mutter gerade jetzt dorthin reisen!

3. Oktober.

Wie lächerlich wichtig die Menschen durch die Straßen ziehen! Und doch erkennt man sie, ohne ihre Namen zu wissen und ohne ihren Bildungsgang durchforscht zu haben. Den welt-abgewandten Philologen, den unnahbaren Juristen, den eiligen Mediziner, den geschäftstüchtigen Handelsmann, den gutmütigen, dickbäuchigen Kleinbürger! Ach, wie ähnelt einer dem anderen aus der gleichen Schicht! Und ach, wie sind alle zufrieden, wenn sie ihr richtiges Plätzchen in der Welt gefunden haben, wenn die Sonne sie am Tage freundlich bescheint und der Mond verschwiegen des Nachts! Ordnung, Ordnung, heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter!

Wehe dem aber, der gegen die Ordnung in der Welt aufbegehrt!

Und doch – darfst du so sprechen?

Bist du derselbe, auf dessen Besuchskarte steht: Dr. phil. und Assessor in Hochheim? Bist du derselbe, der entschlossen war, mit einem Amt, einem Ämtchen, in den Staat hineinzuwachsen als ein würdiges und nutzbringendes Glied der Gemeinschaft?

Bist du derselbe, der Liebe üben wollte an seinen Schülern, an seinem Volke, an der Menschheit, der das Wort „Dienen“ für sich sehr stark in Anspruch nahm? Bist du derselbe? Und machst dich lustig über die anderen, deine Mitmenschen, deine Volksgenossen?

Ist das der Gewinn, den dir die Insel der Stille darbietet?

Schäme dich, Hochmütiger, Pharisäer, Trotzkopf – Revolutionär!

Nebel liegt schwer auf der Stadt, und dumpf ist mein Gehirn.

Nein, nein: ich habe es nicht vergessen, daß ich Schulmeister geworden bin! Indessen: wenn ich schon eingeengt in die Schule werde, so will ich auch Meister sein! Das wirst du mir zugestehen, du Dämon in meiner Brust! Soweit mußst du den Revolutionär gelten lassen! Das fordere ich als mein gutes Recht!

22. Oktober.

Lag für die Griechen nicht in der Vereinigung körperlicher Kraft mit innerer Herzensgüte das Ideal wahrer Bildung, und lebt nicht in uns die gleiche Sehnsucht noch?

Hier in Hochheim aber ist wenig davon zu spüren.

Ich will nicht Steine auf den Direktor werden – wehe mir, daß ich nicht die geringste Berechtigung dazu besitze – will es nicht, weil ich nicht ahne, was in ihm schicksalhaft vorgeht. Aber so viel sehe ich, daß er, weiß Gott warum, zerfallen ist mit sich selbst; daß er herrisch befiehlt, wo er weise beraten sollte; daß er unbarmherzig da zerstört, wo er mit Überlegenheit und Güte aufbauen mußte.

Ich will seinen Sohn nicht schelten, weil ich in ihn mehr hineingegeburtelt und mehr von ihm erwartet habe, als die Natur ihm Gaben gab. Aber darüber besteht kein Zweifel mehr für mich, daß in seinem schön gebildeten Körper nicht eine Seele von gleicher Schönheit lebt.

Ich will unreifen Schülern nicht grollen, weil ihr Wissen und Können Stückwerk bleibt, und weil sie gedankenlos hinnehmen, was ihnen als beste Gabe des Herzens geboten wird. Aber darin täusche ich mich nicht, daß zwischen sie und mich Einflüsse gelangt sind, die unser freundliches Einvernehmen zueinander stören, unterwühlen, vergiften.

Mißklänge überall!

Gibt es Gründe dafür, Erklärungen, Entschuldigungen? Wahrscheinlich so viele, wie Menschen vorhanden sind, welche nach den Gründen, Erklärungen, Entschuldigungen anfangen zu suchen! Aber nein, das führt ins Abwegige!

Es gibt nur einen Grund! Die Griechen wußten, was Schönheit ist, weil sie eine Kunst besaßen und eine Religion, und weil die Religion ihnen zur Kunst, die Kunst zur Religion wurde!

Ich bin überzeugt davon, daß wir so arm an Herzensbildung sind, weil wir ohne Kunst und ohne Religion leben, und daß wir zu dem Ideal wahrer Bildung nur gelangen können durch eine Kunst, die uns zur Religion wird, durch eine Religion, die uns Kunst ist!

Nachwort der Redaktion: Es war unsere Absicht, die Teil-Veröffentlichung des „Tagebuches Doktor Alhards“ mit diesem Hefte zu beendigen. Da jedoch diese Veröffentlichungen einem außergewöhnlichen Interesse begegnet sind, haben wir uns, gestützt auf zahlreiche begeisterte Zuschriften aus dem Leserkreise entschlossen, erst im Dezember-Heft das „Tagebuch“ abzuschließen.

L.

Kleine Beiträge

Schweizerische Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Pessimistische Weltbeobachter wollen behaupten, daß trotz allen schönen Worten von Humanität der Wert des Menschen noch selten so wenig galt wie heute. Die Knebelung der Menschenrechte in Rußland und andern Staaten, die fast allgemeine Ausbeutung der Schwachen, mögen ihnen ein gewisses Recht geben. Für die Leute aber, welche trotzdem an das Gute glauben, mag der Herbstkurs der schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwache zur Erfassung des geistesschwachen Kindes, welcher am 18./19. Oktober in Solothurn durchgeführt und durch den kantonalen Erziehungsdirektor Dr. Stampfli eröffnet wurde, ein wohlthuender Lichtblick sein. Daß sich um die 250 meist recht bescheiden bezahlte Kindergärtnerinnen, Lehrkräfte an Hilfsschulen und Fürsorger aus allen Kantonen der Deutschschweiz zur Schulung für die oft mißkannte Arbeit an den Schwachbegabten hergeben, ist immerhin ein Beweis dafür, daß der Sinn für den Wert des Menschen an sich noch lange nicht erstorben ist.

Mit Recht bezeichnet Dr. Stampfli die Hilfe für das geistesschwache Kind als eines jener sozialen Werke, denen sich die menschliche Gesellschaft nicht entziehen dürfe. Er begrüßt deshalb diesen Kurs, welcher Wege weisen soll, das Übel schon in den ersten Lebensjahren zu erfassen. Der Präsident der Hilfsgesellschaft, H. Plüer, weist in seinem Begrüßungswort darauf

hin, daß der Kanton Solothurn von jeher in der Fürsorge für die Anormalen in der vordern Reihe gestanden sei und im ehemaligen Gründer der Anstalt in Kriegstetten, Prof. Dr. Kaufmann, sowie in den letzten Jahren in Ständerat Dr. Schöpfer, rege Förderer gestellt habe. Sodann sprach Dr. Tramer, Direktor der Nervenheilanstalt Rosegg, in sehr klarem und wohlgebaute Vortrag über die ärztliche Diagnostik und Therapie der Geisteskrankheit im frühen Kindesalter, so weit die Kenntnisse derselben für Heilpädagogen als nicht Mediziner bedeutsam und nützlich sind. Er zeigte wie aus der kritischen Beobachtung der Körperformen (Kopf, Größe, Stellung der Augen, des Mundes, der Zähne) der körperlichen Leistungen und des geistig-seelischen Verhaltens, ein ärztliches Gesamtbild geschaffen werden muß, bevor mit der heilpädagogischen Behandlung begonnen werden kann. Die ärztliche Behandlung selber hat den Zweck, alle die sekundären Hindernisse (Syphilis, Rachitis, Schilddrüsenkrankheit) zu beseitigen, die das Kind in seiner geistig-körperlichen Gesamtleistung hindern. Die Geistesschwachheit ist nicht etwas Stationäres, es genügt nicht, dem Kinde Schilddrüsentabletten zu verabfolgen, die ärztliche Behandlung hat weitere Zwecke.

Mehr ins weltanschauliche und religiöse Gebiet führte der Vortrag von Prof. Dr. Hanselmann: „Seelische Zeichen der Geistesschwachheit beim Kleinkinde und Hinweise auf die pädagogische Bedeutung des Kindergartens.“ Es erheben sich die Fragen: welches sind die frühesten Zeichen geistigen Le-